

War das Epos und die profane Litteratur Indiens ursprünglich in Prakrit abgefasst?

Von

Hermann Jacobi.

Die Herren A. Barth¹⁾ und G. Grierson²⁾ haben bei Gelegenheit einer Besprechung meines Buches „das Râmâyana, Geschichte und Inhalt, etc. Bonn 1893“ die Hypothese aufgestellt und vertheidigt, dass das Epos eine Zeit lang in prakritischer Gestalt bestanden haben müsste und erst später, etwa gegen den Anfang unserer Zeitrechnung, in das Sanskrit übertragen worden sei. Wenn zwei so bedeutende, zudem in verschiedenen Forschungsgebieten thätige Gelehrte denselben Gedankengang einschlagen und zu demselben Resultate gelangen, verdient ihre Ansicht allgemeine Beachtung und gründliche Prüfung. Da nun meine Ansichten über die Geschichte des Epos und über die epische Sprache, wie ich sie in obengenanntem Buche niedergelegt habe, durch die von den Herren Barth und Grierson befürwortete Hypothese, wenn nicht geradezu abgethan, so doch wenigstens in wesentlichen Punkten umgestaltet würden, so liegt es mir ob, Stellung zu ihr zu nehmen und mich öffentlich darüber auszusprechen. Das ist der Zweck der folgenden Zeilen.

Beide Gelehrten begründen ihre Hypothese mit dem Satze, dass ein volksthümliches Epos in der Volkssprache vorgetragen sein müsse. In den ersten Jahrhunderten v. Chr. sei die Volkssprache schon Prakrit gewesen; also müssten sich die Barden, *kuśîlava*, beim Vortrag epischer Gesänge des damaligen Prakrit bedient haben. Die jetzige Sanskrit-Gestalt des Epos denkt sich Grierson in derselben Weise zu Stande gekommen, wie die Sprache der Inschriften von reinem Prakrit ausgehend nach allmählich immer sich vervollkommnenden Versuchen zuletzt in beinahe richtiges Sanskrit überging. So seien auch die buddhistischen Gâthâ in der Mitte dieses Processes festgehalten und stereotypirt worden. Etwas ähnliches sei mit den epischen Gesängen geschehen, wenn wir auch über das wie zur Zeit noch im Dunkeln wären.

1) Bulletin des Religions de l'Inde p. 288 ff.

2) Indian Antiquary, vol. XXIII p. 52 ff.

Von dieser Argumentation wird nicht nur das Rāmāyaṇa, sondern auch das Mahābhārata betroffen; es möge dahingestellt bleiben, wie weit davon auch die Purānen berührt werden. Es würde nun, die Richtigkeit der Hypothese vorausgesetzt, äusserst befremdlich sein, dass eine so grosse Litteratur diese bedeutsame Metamorphose durchgemacht haben sollte, ohne dass sich irgend eine Andeutung oder auch nur die leiseste Erinnerung darüber bei den Indern selbst erhalten hätte. Ferner wäre es nicht weniger wunderbar, dass die Sprache des Rāmāyaṇa und des Mahābhārata genau dieselbe ist. Wäre sie, wie die Hypothese will, aus einer gelehrten Restitution hervorgegangen, so wäre es unerklärlich, dass sie durchaus dieselben Fehler — denn als solche müsste man die Abweichungen des epischen Sprachgebrauches von den Regeln der Grammatiker ansehen — in ihrem ganzen litterarischen Umfange festgehalten hätte, während sie von ganzen Classen anderer Unregelmässigkeiten frei ist, die der früher stereotypirte Gāthā-Dialect aufweist. So wären z. B. alle jene Bastardformen von Aoristen entfernt und dafür Perfecta eingesetzt, die syntaktisch sich nach Pāṇini zum Theil wenigstens auch nicht rechtfertigen lassen. Oder um ein Beispiel aus der Lautlehre zu erwähnen, so bildet im Gāthā-Dialect Doppelconsonanz namentlich im Wortanlaut positio debilis: von dieser tiefeingreifenden Erscheinung finden sich im Rāmāyaṇa nur vier Belege, und zwar in einem in sich abgeschlossenen Stücke, der Viśvāmītra-Episode¹⁾; in dem übrigen Gedichte kommen nur drei vor²⁾. Wenn nun, wie man doch annehmen müsste, die epische Sprache diese Eigenthümlichkeit der Sprachentwicklung einst auch besessen hat, dann kann die Sanskritisirung des Epos nicht allmählich und gewissermassen unbemerkt vor sich gegangen sein. Denn man bedenke, wie manche früher kurze Silbe durch das strengere Positionsgesetz lang geworden wäre und so das Metrum gestört hätte. Schon aus diesem Grunde allein müsste man eine vollständige Umdichtung oder vielmehr Neudichtung annehmen.

Diese Bemerkung führt mich zur Metrik selbst. Die Gesetze des epischen Śloka sind, wie bekannt, zum Theil äusserst fein, und sie werden im Epos mit grosser Strenge eingehalten. Die metrischen Gesetze des Śloka im Prakrit und Pāli sind aber viel loser, und es herrscht bei weitem mehr Willkür. Nach der neuen Hypothese müsste also nicht nur die Sprache des Epos eine retrograde Metamorphose durchgemacht, sondern auch die Metrik sich gleichzeitig verfeinert haben und zwar wiederum durchaus gleichmässig auf dem ganzen Gebiete der epischen Litteratur. Die Gleichmässigkeit und Consequenz aller dieser Erscheinungen schliessen die Annahme aus, dass sie allmählich so geworden seien, und machen die Annahme eines einheitlichen Umdichters nothwendig,

1) Siehe mein „Rāmāyaṇa“ p. 26 f.

2) Ebenda p. 25, in der Note unter b).

der, indischer Gepflogenheit durchaus widersprechend, sein Licht unter den Scheffel gestellt und sorgfältig alle Spuren seines Daseins verwischt hätte. Wer ist der grosse Unbekannte? Wir dürften wohl eine Antwort auf diese Frage erwarten, denn es handelt sich nicht um einen Rishi der Vorzeit, sondern um einen Mann, der einige Jahrhunderte später als Candragupta und Aśoka gelebt haben müsste.

Solche Schwierigkeiten erheben sich, wenn wir uns die Eigenthümlichkeiten der epischen Sprache und Metrik nach der neuen Hypothese erklären oder anschaulich machen wollen. Dagegen stösst man nicht auf ähnliche innere Widersprüche, wenn man die epische Sprache in Indien als die stereotype Sprache der epischen Dichter betrachtet, die sich bei diesen ausgebildet und festgesetzt hat, gerade so wie in Griechenland die epische Sprache des Homer festgehalten wurde auch da und dann, wo die Sprache des Volkes weit von ihr abwich.

Aber es lässt sich auch direct der Nachweis erbringen, dass das Epos in Sanskrit zu jener Zeit vorhanden war, als seine Sprache nach Barth und Grierson noch Prakṛit gewesen sein soll. Patañjali erörtert in der Einleitung zum Mahābhāṣya den Einwurf, dass die Grammatik Sprachformen (śabda) lehre, die ungebräuchlich (aprayukta) seien. Dabei verweist er den Gegner auf das grosse Gebiet der Litteratur, welches man nach den angeblich ungebräuchlichen Worten durchsuchen müsse, ehe man ein *aprayukta* ausspreche; er beendet seine Aufzählung der Litteraturwerke mit *vākovākyam, ūihāsah purāṇam vaidyakam*. Wäre die Sprache des Epos die des Volkes gewesen, so wäre seine Erwähnung hier überflüssig gewesen, da jeder eo ipso wusste, was in der Volkssprache gebräuchlich oder nicht war. Patañjali hätte dann ebenso gut Lieder und Dramen nennen können. Aber er beschränkt sich in seiner Aufzählung der Litteratur offenbar auf das, was als Autorität für den Sprachgebrauch gelten durfte; und da es sich hier um die Sanskrit-Grammatik handelt, so ist es äusserst wahrscheinlich, dass er nur Sanskritwerke nennt und zwar alte. Denn die gelegentlichen Citate in künstlichen Metren und im Stile der Kunstpoesie beweisen, dass damals schon diese Gattung der Poesie bestand. Und wenn er dennoch nicht das *kāvya*m als eine Quelle für die Sprachforschung nennt, so ist offenbar sein Grund, dass es ihm entweder als zu modern, bez. zu wenig ernsthaft erschien, um als Autorität für richtigen Sprachgebrauch zu gelten, oder dass in ihm nur das Sanskrit gebraucht wurde, wie man es damals sprach. Denn dass man damals noch in gewissen Kreisen Sanskrit sprach, kann nach den Untersuchungen Bhandarkar's in seinem XVIII. Article der Wilson Lectures nicht mehr bezweifelt werden.

Wir müssen jetzt untersuchen, ob der von den Urhebern der Hypothese vorgebrachte Grund, dass ein Volksepos in der Sprache des Volkes vorgetragen werden muss, stichhaltig ist. In dieser

Allgemeinheit ausgesprochen, scheint er es allerdings. Aber zunächst lässt sich dagegen anführen, dass auch die Gesänge der Ilias und Odyssee in der homerischen Sprache vorgetragen wurden, obschon die Sprache der Zuhörer sich von jener nicht unbedeutend unterschied. Ist nun das epische Sanskrit wirklich so verschieden von den älteren Prakrits? Zunächst ist hervorzuheben, dass die meisten Prakritwörter direct aus dem Sanskrit stammen, oder vielmehr umgekehrt, dass die meisten im Epos gebrauchten Wörter, von Verbalformen abgesehen, in nur wenig veränderter Lautgestalt auch im Prakrit vorkommen. Es konnte einem Inder der damaligen Zeit nicht schwer fallen, die Wörter seiner Sprache in dem reicher artikulirten Sanskrit wiederzuerkennen, namentlich wenn sich ihm von Jugend auf letzteres zu hören Gelegenheit bot. Und da, wie wir wissen, die Brähmanen es sprachen (vedam adhitya tvaritā vaktāro bhavanti, Patañjali in Mahābhāṣya ed. Kielhorn p. 5), so mussten weitere Kreise an den sanskritischen Tonfall gewöhnt werden, wodurch ihnen das Verständniss des Epos keine grössere Schwierigkeiten bereitete als etwa einem Plattdeutschen das Verständniss eines hochdeutschen Gedichtes. Dass sich dies wirklich einst so verhielt, dafür spricht meines Dafürhaltens der Sprachgebrauch der Dramen, in denen Sanskrit Redende mit Prakrit Redenden sich unterhalten, ohne dass man darin etwas unnatürliches gefunden hätte. Ob zu Kālidāsa's Zeit das Drama in dieser Beziehung noch ein getreuer Spiegel der damaligen Verhältnisse war, will ich nicht untersuchen; aber man wird wohl darüber einig sein, dass das Drama die Sprachverhältnisse der höheren Kreise im Grunde richtig wiedergibt für diejenige Zeit, in der es selbst entstanden ist oder vielmehr die uns bekannte Form angenommen hat, bez. Eingang in die höhere Litteratur gefunden hat.

Aber, wird man mich fragen, du behauptest doch nicht, dass Alle 'āgopālam' noch im zweiten oder selbst fünften Jahrhundert v. Chr. Sanskrit verstanden hätten? Zunächst antworte ich, dass wir bei einer so scharf in Kasten, Stämme und Clans gegliederten und in sie zerfallenden Nation wie der Indischen gar nicht unsern Begriff von „Volk“ als einer mehr oder weniger homogenen Masse, welche Sprachgemeinschaft zu einer Art von Einheit verbindet, ohne wesentliche Modification in Anwendung bringen dürfen. Dann behaupte ich auch gar nicht, dass das Rāmāyaṇa von dem ganzen sogenannten „Volke“ der Inder verstanden worden sei. Ob es der Fall war oder nicht, ist für meine These von keinem Belang. Denn das Rāmāyaṇa richtet sich nicht an die unterschiedslose Menge. Dafür ist es zu hoch. Lieder für Ungebildete müssen von groberem Korn sein; das zeigen uns die „Legends of the Panjab“. Solche Lieder „will not stand the test of time“. In einem Lande wie Indien, wo die Klassen der Gesellschaft sich so streng sondern, ist der epische Sänger seines Hörerkreises bei den Gebildeten sicher; er brauchte sich daher nicht zum Spielmann zu erniedrigen, um sich

seinen Lebensunterhalt zu ersingen. Wenn der jetzige Barde so tief gesunken ist, so ist der Grund der, dass den breiten Schichten des Volkes eine grosse Litteratur zur Disposition steht, die ihren ästhetischen und Unterhaltungs-Bedürfnissen genügt. Aber in der alten Zeit war es anders; da mussten epische Sänger für geistige Nahrung Aller sorgen, auch für die der höchsten Klassen, wie die Spielmänner in unserem Mittelalter.

Der Kreis, an den sich die alten *kāvyaopajīvanah* wandten, wird mit der Zeit immer enger geworden sein; zuletzt wurden sie zu *Rāmāyana-pāṭhaka*, wie die spätere Zeit sie kennt¹⁾. Aber es ist nicht anzunehmen, dass sich aus ihnen durch eine Reihe allmählicher Uebergänge die Zunft der jetzigen 'bards and minstrels' entwickelt habe. Deren Ursprung müssen wir vielmehr anderswo suchen: es war wahrscheinlich die Klasse volksthümlicher Erzähler und Spielleute, denen die *kathaka*²⁾ angehörten. Um über diesen Punkt ins Klare zu kommen, wollen wir alle Züge, die sich noch von dieser „volksthümlichen“ Epik (im Gegensatz zur echten und alten Heldensage) erhalten haben, zu einem Bilde vereinigen. Unsere Hauptquelle hierbei ist der Kathā Sarit Sāgara, da sein Original, Guṇāḍhya's Brihat Kathā, wirklich in einer Volkssprache, der Paisāci, abgefasst war und in alte Zeit, nahe an den Anfang unserer Zeitrechnung zurückreicht. In dieser Encyclopädie der Erzählungen ist offenbar das Bedeutendste, wenn nicht das Meiste, was dem Verfasser von der Unterhaltungs-Litteratur seiner Zeit bekannt war, inhaltlich uns bewahrt. Wir haben darin Bestandtheile der verschiedensten Art: einige waren vielleicht schon Volksbücher, wie das Pancatantra und die Erzählungen des Vetāla; andere sind offenbar durch Kathakas mündlich überlieferte Erzählungen, theils in Prosa mit eingestreuten Strophen nach Art der Jātaka und der Jaina Kathānaka, theils in metrischer Form als Romanzen. Erzählungen und Romanzen bildeten, wie man aus dem Kathā Sarit Sāgara noch ersehen kann, die Hauptmasse der „volksthümlichen“ epischen Dichtung in den ersten Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung. Aber wie bei den jetzigen epischen Liedern³⁾ waltete auch bei jenen älteren das Bestreben sich in Cyklen zusammenzuschliessen, aus denen selbstständige Epen entstehen konnten. So bildeten wohl die Erzählungen von Vikramaśakti im XVIII. Buche des K. S. S. einen Cyclus, dem auch die späteren Sagen von Vikrama und Śālavāhana angegliedert wurden. Ein kleineres Epos ist im XVII. Buche enthalten in der Erzählung von Mukṭāphalaketu und Padmāvati. Ein grösseres bildete die Grundlage für die im VIII. Buche mitgetheilte Geschichte von den Kämpfen der Asuras und Vidyādhara; sie ist, wenigstens was die Liebesabenteuer ihres Helden Sūryaprabha betrifft, vollständig im Geschmacke der von

1) Kathāsaritsāgara 55, 142.

2) *ibid.* 10, 2.

3) R. C. Temple, *Legends of the Panjab*, preface p. IX.

mir in den „Ausgewählten Erzählungen in Māhāraṣṭri“ herausgegebenen Erzählung von Bambhadatta gehalten, für die wir also auch einen Romanzen-Cyklus voraussetzen dürfen. Auch die Rahmen-erzählung des K. S. S., die Geschichte von Udayana, bildete wohl früher einmal ein romantisches Epos; noch zu Kālidāsa's Zeit erzählten sie die alten Leute in den Dörfern Avanti's¹⁾. Auch ausserhalb des K. S. S. sind uns noch Stoffe erhalten, die auf alte „volkstümliche“ Epen zurückgehen: mit Sicherheit ist dies für das Vīracaritra anzunehmen, über das ich in den Indischen Studien XIV, p. 97 ff. berichtet habe²⁾.

Wir haben hier also Bearbeitungen volkstümlicher Epen, die vermutlich alle in irgend einem Prākṛit abgefasst waren. Sie bildeten aber auch ihrem ganzen Wesen nach eine besondere Art der epischen Dichtung. In ihrem Charakter treten nämlich zwei Züge, der erotische und der märchenhafte, besonders stark hervor und berechtigen uns, diese Gattung als romantische Epik zu bezeichnen. Die Helden und Heldinnen sind das, was man technisch nāyaka und nāyikā nennt: ihre Liebesgeschichte bildet oft den Kern, fast immer einen nicht unwesentlichen Theil der Fabel. Der Held gewinnt stets die schöne Maid, meistens aber wird er mit einem halben Dutzend oder mehr solcher lieber Geschöpfe beglückt. Wie männlich einfach ist dagegen in dieser Beziehung die Heldensage: sie schildert wohl ergreifend und wahr die Gattentreue und Gattenliebe, aber besingt nicht in süsslicher Weise die Verliebtheit ihres Helden. Der märchenhafte Zug (adbhuta) ist ebenso charakteristisch, obgleich es scheinen könnte, als ob er von dem phantastischen Element der Heldensage nicht gesondert werden könnte. Und doch ist der Unterschied nicht unbedeutend. Denn während die Sage dem alten epischen Dichter seinen Stoff an die Hand giebt, erfindet der romantische Dichter mit ungebundener Phantasie: er reiht ein wunderbares Abenteuer an das andere,

1) prāpyā 'vantin Udayanakathā-kovidagrāmavṛiddhān. Megh. 30.

2) Dass wir hier es in der That mit einem alten epischen Stoffe zu thun haben, habe ich im Indian Antiquary VIII, 201 dadurch wahrscheinlich gemacht, dass der Name eines dieser Sage angehörenden Helden Talaprahāri als ehrendes Beiwort, etwa wie unser „Hercules“, Fürsten im 11. Jahrh. beigelegt wird. Wichtiger aber ist folgendes, worauf mich Hofrath Bühler aufmerksam macht. In der Nāsik-Inschrift Pulumāyi's (Archaeological Survey of Western India, vol. IV, p. 108, 110) wird über dessen Vater Śātakarṇi Gautamiṣṭha gesagt, dass er Śakas, Yavanas und Pahlavas vernichtet, dass er den Ruhm des Śātavāhana-Geschlechtes wieder befestigt, und dass er die Schaaren seiner Feinde besiegt habe, selbst in der ersten Linie der Schlacht kämpfend, an der Pavana, Garuḍa, die Siddhas, Yakshas, Rākshasas, Vidyādhara, Bhūtas, Gandharvas und Cāraṇas, Mond, Sonne, Sterne und Planeten theilgenommen hätten. Da nun alles dies auch im Viracaritra von Śālavāhana, bez. von dessen Sohne Śāktikumāra erzählt wird, so sieht man, dass dessen Stoff schon zu Pulumāyi's Zeit (2. Jahrh. n. Chr.) bekannt und, wahrscheinlich in volkstümlichen Romanzen, auf Śātakarṇin bezogen wurde, der wohl mit dem Śāktikumāra des Epos identificirt werden darf.

meist mit dem deutlichen Bestreben, seine Zuhörer aus einer Ueberschung in die andere zu stürzen. Der Aufbau der Fabel ist dadurch oft ein willkürlicher, und die Charakteristik der handelnden Personen unterbleibt meistens fast gänzlich. Der Zuhörer, Bürger oder Kaufmann, träumte sich offenbar in die Rolle des Helden, und dessen Schicksale fielen in seine Gefühls- und Interessensphäre, während ihn die heroischen Thaten der Helden des alten Epos kalt liessen.

Durch die eben ausgeführten Züge stellt sich die romantische Epik der Heldensage gegenüber als die mindere dar und erhält dadurch gewissermassen einen bürgerlichen Charakter. Sie richtete sich offenbar an den gemeinen Mann, nicht an die Vornehmen des Landes, wie wir denn das zufällige Zeugniß Kālidāsa's haben, dass die Geschichte Udayana's bei den Dorfbewohnern Avanti's verbreitet gewesen ist. Hierdurch erledigt sich auch leicht die Frage nach der Sprache, deren die romantische Epik sich bediente: sie musste der „Volkssprache“ nahestehen, weil diese die Sprache der Zuhörer war, denen der romantische Sänger seine Lieder vortrug. Uebrigens wird dieser Schluss auch noch dadurch wahrscheinlich gemacht, dass die *Bṛihat Kathā* in *Paiśāci* abgefasst war; denn die Bearbeitung richtete sich an ähnliche Kreise wie die Originale, und darum wird auch die Sprache jener nicht sehr verschieden gewesen sein von derjenigen dieser, nämlich irgend welchen Prākṛits. Die Zeit der Blüthe der romantischen Epik, von der wir durch die *Bṛihat Kathā* Kunde besitzen, hängt von der ihres Autors *Guṇaḍhya* ab. Da derselbe wahrscheinlich in dem 1. oder 2. Jahrhundert n. Chr. gelebt hat, so dürften seine Originale der Zeit um den Beginn unserer Zeitrechnung angehören. In noch höheres Alterthum werden wir geführt, wenn wir die *Jātaka* mit in Betracht ziehen, allerdings nicht als Erzeugnisse der romantischen Epik in einer Volkssprache, sondern als Zeugnisse für dieselbe. Zwar können wir nicht nachweisen, dass die Originale dieser zu sektarischen Zwecken verwandten Erzählungen metrische Form hatten; aber wenn sie auch in Prosa mit eingestreuten Versen abgefasst waren, so ändert das nichts an der Sache. Denn die volksthümliche Epik kann ebenso die weniger kunstmässige Form einst gehabt haben, wie es nach den schönen Untersuchungen Oldenberg's für die vedische Epik angenommen werden muss.

Hier hätten wir also die „volksthümliche Epik in volksthümlicher Sprache“, die Barth und Grierson mit Recht postuliren, aber mit Unrecht in den beiden grossen Epen suchen. Sie bildet einen grossen Strom, der neben der Heldensage einher lief, aber ohne sie aufzunehmen, wie beide Gelehrten wollen.

Wie sehr beide epischen Strömungen ihrem Charakter nach von einander verschieden sind, merkt man am besten, wenn ein romantischer Epiker Stoffe der Heldensage entlehnt; denn von den epischen Sängern, hoch oder niedrig, kann man sagen: „all is fish

that comes to their net“¹⁾. Man vergleiche z. B. das 7. Buch des Rāmāyaṇa mit dem, was aus demselben Stoffe in Kathāsaritsāgara LI, 59 ff. gemacht worden ist. Wie ist alles ins Märchenhafte und Wunderbare gezogen, sodass kaum mehr die alte Sage zu erkennen ist! Genau denselben Charakter trägt das Daśaratha Jātaka, worüber man das Genauere in meinem „Rāmāyaṇa“ p. 84 ff. nachsehen möge. Wäre das Rāmāyaṇa und Mahābhārata der Obhut solcher volkstümlicher Barden anvertraut gewesen, so würde Indien kein heroisches Epos besitzen, sondern nur ein romantisches.

Die Hypothese, dass die Heldengedichte einstmals in Prakrit vorgetragen und erst gegen den Anfang unserer Zeitrechnung in Sanskrit umgedichtet worden seien, steht aber noch mit einer weiter ausschauenden Theorie in Zusammenhang, die ebenfalls von den genannten Herren, denen sich auch Herr Senart anreihet, als richtig angenommen wird. Es soll nämlich das Sanskrit zuerst auf die Brahmanenschulen beschränkt und von diesen nur für ihre technische Litteratur gebraucht worden sein. Erst gegen Anfang unserer Zeitrechnung hätte man es in weiteren Kreisen als litterarische Sprache adoptirt. So hätte sich allmählich eine allgemeine profane Sanskrit-Litteratur entwickelt, deren Vorbilder im Prakrit liegen.

Für diese Annahme beruft man sich auf die Thatsache, dass die Sprache der Inschriften ursprünglich reines Prakrit ist und durch mehrere Zwischenstufen in reines Sanskrit übergeht. Es steht also fest, dass die Kanzleisprache zuerst Prakrit, später Sanskrit war, oder mit andern Worten, dass die Kanzleibeamten erst später sich aus den gelehrten Kreisen recrutirten²⁾. Warum, wissen wir nicht; aber es lassen sich ausser der genannten Theorie andere Erklärungen aufstellen. So z. B., dass zuerst, als die Verwaltung grösserer Reiche in höherem Masse als bis dahin Ausstellung von Schriftstücken aller Art nöthig machte, man die Beamten aus denjenigen Kreisen wählte, die berufsmässige Schreiber waren. Das waren aber nicht Gelehrte, sondern wahrscheinlich Leute des Handelsstandes, wie ja noch heutzutage die Schreiberkaste, die der Kāyasthas, nicht aus Paṇḍits besteht, sondern eine Mischlingskaste ist. Was den Paṇḍit vermocht hat, sich, wie überall, so auch in des Königs Kanzlei einzudrängen, wird vielleicht beim Fortschritt der Forschung verständlich werden. Jedenfalls ist es nicht nöthig, wegen der

1) So haben auch die Dichter der Heldensage die heiligen Erzählungsstoffe ihrer Zuhörerkreise, die Sagen der parivrājaka-Litteratur, wie Professor Leumann annimmt, sich zu nutze gemacht. Aber es sei hier ausdrücklich hervorgehoben, dass diese Entlehnungen mit Nichten beweisen, dass der Ursprung der Heldensage und des Epos auf die „Parivrājaka-Litteratur“ zurückgehe.

2) Ueber diesen Gegenstand hatte ich in vergangenem Sommer eine eingehendere Unterhaltung mit Herrn Hofrath Bühler. Der Kern der Erklärung ist sein geistiges Eigenthum, wenn ich auch im Einzelnen nicht mehr auseinanderhalten kann, was ihm gehört und was mir. Doch liegt es mir fern, hier die ganze Frage erörtern zu wollen; ich erwähne nur soviel, als für den Zusammenhang unserer Betrachtung nöthig ist.

Veränderung der Kanzleisprache anzunehmen, dass erst in verhältnissmässig später Zeit, nachdem das Sanskrit lange Jahrhunderte hindurch auf Gelehrtenkreise beschränkt gewesen, es in die allgemeine Litteratur eingedrungen sei. Zur Unterstützung dieser Theorie berief man sich denn auch noch auf andere Erscheinungen. Schon der verstorbene Garrez habe vor langer Zeit gezeigt, dass die lyrische Poesie des Sanskrit nach älteren Prakrit-Mustern gebildet sei. Wenn auch Hāla älter ist als alles, was wir sonst von erotischer Poesie in Indien besitzen, so ist damit noch nicht ausgemacht, dass sich aus dieser Gattung prakritischer Lyrik auch alle sanskritische Lyrik entwickelt habe. Jedenfalls scheint mir manches, was in Bhartrihari's Śringārasataka aufgenommen ist, aus einer ganz anderen litterarischen Strömung geschöpft zu sein, die von jener volkstümlichen Erotik grundverschieden ist; ich meine das, was man als erotische Gnomik bezeichnen könnte. Wie dem auch sein mag, so glaube ich doch, wie ich in dieser Zeitschrift Bd. XXXVIII, p. 615 f. ausgeführt habe, dass aus den Namen der Sanskrit-Metra auf das Bestehen einer erotischen Sanskrit-Poesie geschlossen werden kann, die sich in der Erfindung immer neuer Versarten gefiel. Da nun meistens die Namen der Metren weiblichen Geschlechts sind und zwar Epitheta, die man auf ein schönes Mädchen beziehen muss oder wenigstens kann, und da diese Namen sich meistens dem nach ihnen benannten Metrum einfügen, so liegt die Vermuthung nahe, dass man den Namen für ein neues Metrum aus einer in ihr gedichteten, vielleicht besonders beliebt gewordenen Strophe entnommen habe, indem man dafür ein in ihr vorkommendes irgendwie frappirendes Wort verwendete. Prof. Weber, der diese Folgerung zuerst ausgesprochen hat, ist auch der Ansicht, dass man die Blüthe dieser uns verlorenen erotischen Poesie eher vor als nach den Anfang unser Zeitrechnung zu setzen habe (Ind. Studien VIII, p. 181 f.). Da die meisten dieser künstlichen Metra nicht in der Prakrit-Litteratur vorkommen, so kann diese erotische Lyrik nicht eine prakritische Lyrik gewesen sein. Folglich haben wir es hier mit einer echt sanskritischen alten Lyrik zu thun, und sind wir somit berechtigt, die oft nachgesprochene Behauptung des Herrn Garrez sehr einzuschränken.

Was das Drama angeht, so zeigt es uns nicht, dass es aus dem Prakrit hervorgegangen ist, sondern soweit wir es kennen — und das trifft schon für Daṇḍin zu, siehe Kāvya-darśa I, 31 — gehört es mit einem Theile der Sanskrit-, mit dem andern der Prakrit-Litteratur an, insofern als es beide Sprachen enthält und die litterarische Bearbeitung beider voraussetzt.

Von der Kāvya-Litteratur hat meines Wissens noch Niemand behauptet, dass sie auf prakritische Muster zurückgehe; sie verräth ja zu deutlich durch ihre ganze Art, dass sie in gelehrten Kreisen gepflegt und daher auch wohl entstanden ist. Wenigstens darüber wird wohl kaum ein Zweifel bestehen können, dass sich die Prakrit

Kāvya, die wir besitzen, der Setubandha und der Gauḍavadha, strenge an sanskritische Muster halten.

So bleiben von der ganzen profanen Litteratur nur die Erzählung und das Märchen übrig, von denen es beinahe gewiss ist, dass sie zuerst aus einer volkstümlichen Prakrit-Litteratur stammen, wie denn ja überall das Märchen erst spät, nachdem es lange im Volke gepflegt worden war, Bürgerrecht in der höheren Litteratur sich erworben hat. Ich habe oben diese Thatsache litterarhistorisch zu würdigen versucht, wesshalb ich nicht nochmals darauf einzugehen brauche. Das Ergebniss unserer Untersuchung ist also, dass die Theorie von dem prakritischen Ursprung der gesammten profanen Sanskrit-Litteratur weder in den Thatsachen noch in der Tradition genügende Unterstützung findet. Ich glaube, es lässt sich auch ihre Unmöglichkeit darthun. Wenn nämlich Prakrit-Muster den Sanskrit-Werken der schönen Litteratur zu Grunde lägen, so müssten jene die Vorzüge dieser zeigen. Nun ist aber der Stil im Pāli und im älteren Prakrit sowohl in Prosa wie Poesie, unbeholfen, steif, hölzern, dagegen im Sanskrit gewandt und fliessend im Epos, elegant und concis im Kāvya: und doch wäre der Prakritstil das Muster gewesen, an dem sich die Sanskrit Dichter hätten bilden müssen. Denn nach der Annahme gab es keine Vorbilder in Sanskrit; es war ja nur für die heilige und technische Litteratur gebraucht und also auch nur dafür brauchbar gemacht worden. Und dieses todte Sanskrit ist nicht in ein bloßes Scheinleben zurückgalvanisirt worden, sondern mit göttlicher Genialität hätten die Dichter es verstanden, trotz der Rohheit ihrer Muster, die todte Sprache zum geschmeidigsten Material ihrer Kunst zu machen und Kunstwerke zu schaffen, die ihre Muster tief in den Schatten stellten. Ja, so erfolgreich waren ihre Bemühungen, das todte Sanskrit zur Sprache der schönen Litteratur zu erheben, dass die Prakrit-Schriftsteller später aus ihr ihre Muster nehmen mussten, und das klassische Prakrit deutlich die Abhängigkeit von der Sanskrit-Litteratur zur Schau trägt. Ich glaube, wenn man sich das Unnatürliche und Unwahrscheinliche des angenommenen Vorgangs recht klar macht, wird man die Unhaltbarkeit der ganzen Theorie erkennen. Dagegen lässt sich bei meiner Annahme, dass das sanskritische Epos bis in verhältnissmässig späte Zeit lebendig blieb, die Entwicklung der klassischen Litteratur ohne Schwierigkeit begreifen, wie ich in meinem „Rāmāyaṇa“ p. 117 ff. dargelegt habe. Denn das Epos enthielt eine Dichtersprache, die nur der grammatischen Säuberung und des conciseren Gedankenausdrucks bedurfte, um für die klassische Dichtkunst vollständig geeignet zu werden. Dieser Vorgang nöthigt zu keinen gewagten Annahmen; er ist ganz natürlich und hat in andern Litteraturen seine Parallelen.

Endlich will ich noch erwähnen, dass auch die Geschichte der Metrik für meine Annahme spricht. Die ältesten Verse in Pāli und Prakrit (im Canon der Buddhisten und Jainas) sind dieselben

wie in der älteren Sanskrit-Litteratur: Anuṣṭubh, Triṣṭubh, Jagati und das aus letzterer neu hinzu gebildete Vaitāliyam. Nachdem das Prākṛit zu litterarischer Selbstständigkeit sich entwickelt hat, giebt es die alten Metra auf, und an deren Stelle tritt die Āryā, das eigentliche Prākṛit-Metrum. Sanskrit-Dichter haben sich zwar auch der Āryā bedient, aber sie ist doch nie zu einer leitenden Stellung gelangt, wie man annehmen müsste, wenn Prākṛit-Werke, natürlich vollendetere und nicht jene ersten Versuche, die Vorbilder der Sanskrit-Litteratur gewesen wären. Es ist bedeutsam, dass in den alten mahākāvyas die Āryā noch nicht vorkommt, dieselben dagegen in andern künstlicheren Metren gedichtet sind, die erst ganz spät in Prākṛit-Gedichten nachgeahmt werden. Auch in dieser Beziehung hat sich also die Prākṛit-Litteratur neben der Sanskrit-Litteratur entwickelt und zwar zunächst in Anlehnung an letztere, dann aber selbstständiger, so dass sie ihr eigenes Vermass ausbilden konnte und die Entwicklung der künstlichen Sanskrit-Metrik nicht mitmachte. Diese Thatsachen der Geschichte der Metrik sind mit der Annahme unvereinbar, dass die profane Sanskrit-Litteratur auf prākṛitische Muster zurückgehe.

Die grosse Anzahl von Widersprüchen, Ungereimtheiten und Unmöglichkeiten, welche sich als Folgerungen aus der behandelten Theorie ergeben oder in ihrem Gefolge auftreten, machen es mir unmöglich, sie anzunehmen. Sie hat das charakteristische Merkmal jeder unrichtigen Theorie: zwar eine wirkliche oder vermeintliche Schwierigkeit zu beseitigen, dafür aber eine ganze Reihe neuer und nicht minder bedenklicher ins Dasein zu rufen.

Nachtrag. Nach einer mündlichen Mittheilung des Herrn Grierson hat jede Kaste in Behar ihr eigenes episches Lied, Romanze oder Ballade, von dem Alle Einiges, nur Wenige das Ganze kennen. Diese Thatsache zeigt, wie vorsichtig wir mit der Annahme eines allgemeinen Volksepos für Indien sein müssen, wie die Kasteneintheilung selbst für die Entwicklung des Epos einen, wahrscheinlich nicht unwichtigen, Faktor abgab, den wir bei andern Völkern nicht antreffen und daher auch bei den Indern zunächst nicht suchten.
